

## Zur Frage der Rekonstruktion des Gründungsbaus von Sweti-Zchoweli im 4. Jahrhundert

Die mittelalterliche Chronik Georgiens, „Das Leben Kartlis“, beschreibt in aller Ausführlichkeit die Ereignisse um die „Bekehrung König Mirians und ganz Kartlis durch unsere heilige und selige Mutter, die Apostelin Nino“.<sup>1</sup> Der Autor (oder zumindest Redakteur) jenes zweiten Teils des Buches, der diesem Schlüsselpunkt in der Geschichte des Landes gewidmet ist, Leonti Mroweli, war Bischof oder Erzbischof von Ruisi, ein Vertreter der gesellschaftlichen und insbesondere der intellektuellen Elite zur Zeit Bagrats IV. (1027–1072). Er berichtet über die Vorgänge aus einer zeitlichen Distanz von über siebenhundert Jahren. Ob dabei bereits existierende ältere Schriftquellen verarbeitet oder die nur mündliche Überlieferung festgehalten worden ist, läßt sich nur vermuten. Wichtig für uns ist sie als älteste erhaltene Nachricht, die außer den mehr oder weniger historischen Nachrichten auch Aufschluß über die uns interessierenden baulichen Aktivitäten gibt. Für die Archäologie ist sie also von nicht zu unterschätzendem Wert.

Historischer Ausgangspunkt der durch mehrfachen literarischen Rahmen unterteilten Erzählung ist die Stadt Mzcheta, Heimatort des Juden Elios, der an der Hinrichtung Christi teilgenommen hatte und an dem das Gewand des Gekreuzigten gefallen war. Als er damit nach Hause zurückkehrte, starb seine Schwester Sidonia, eine Anhängerin der Lehre jenes Jesus, infolge übermäßiger Erregung bei der Berührung dieser Reliquie. Daraufhin begrub man sie mit dem Gewand, das sie noch im Tode an ihre Brust drückte. An der Stelle ihres Grabes wuchs später eine libanesische Zeder.

Nach unserem Zeitverständnis müßten danach fast dreihundert Jahre vergangen sein, als im fernen Kappadokien die heilige Nino geboren wurde.

Der nun folgende Teil macht allzu viele Konzessionen an den gängigen Stil der im Mittelalter verbreiteten Heiligenvitae, so daß die Vermutung naheliegt, es hier auf jeden Fall mit einem konventionellen literarischen Massenprodukt zu tun zu haben anstatt mit historisch verwertbaren Fakten.

Der weitere Verlauf der Darstellung nach der legendären Bekehrung Kartlis enthält einige bemerkenswerte Angaben, die m. E. aus zuverlässigeren Quellen geschöpft sind.

Nach der Chronik beschließt Mirian, ein Gotteshaus zu erbauen. Die Wahl des Standortes überläßt die diesbezüglich um Rat gefragte heilige Nino der Einsicht des Königs. Dieser entscheidet sich trotz anderer geeigneter Plätze für seinen Garten. Damit will er ein Zeichen der Demut setzen, indem er seinen Besitz zum Ruhme Gottes nicht schont. Streng betrachtet, dürfte dabei wohl eher die Überlegung mitgespielt haben, das zu schaffende Machtinstrument Kirche nicht aus den Augen zu verlieren.

„Und zugleich nahm er Holz und wies die Zimmerleute an und ließ die Zeder fällen, um daraus sieben Säulen für die Kirche zu machen. Und als sie die Wand aus Holz hochgezogen hatten, stellten sie nacheinander sechs Säulen auf. Die größte Säule aber, die wunderbar anzusehen war und die sie für die Mitte der Kirche vorgesehen hatten, konnten sie nicht aufrich-

ten. Und sie brachten dem König die erstaunliche Nachricht, daß die Säule überhaupt nicht von der Stelle zu bewegen war.“<sup>2</sup>

Als es Nacht wurde, blieb die heilige Nino mit zwölf ihrer Anhängerinnen an der „Baustelle“. Um Mitternacht geschahen aufregende Dinge, so daß die Frauen das Ende der Welt bevorstehen sahen. Nino allerdings erklärte sie als die letzten verzweifelten Anstrengungen der „Mächte der Finsternis“, die ihre angestammte Domäne nicht kampflos dem neuen Gott überlassen wollten, welcher sich jedoch als stärker erwies — durch das Gebet der Heiligen verschwand der Spuk. Klar geht aus der Passage aber hervor, daß nunmehr das Ende einer Epoche erreicht und ein neues Zeitalter angebrochen war. Der Autor verrät uns damit die didaktische Absicht, die seiner Schilderung zugrunde liegt.

Danach erschien ein strahlender himmlischer Jüngling, der auf wunderbare Weise jene siebente Säule, die niemand bewegen konnte, sich von selbst erheben ließ. In überirdischem Licht glänzend, senkte sich die Säule, wie vom Himmel kommend, auf den für sie vorgesehenen Platz, „den Sockel der abgeschnittenen Zedernwurzel“.<sup>3</sup>

Als das Gebäude somit im Rohbau stand, geschahen viele Wunder:

„Zuerst kam ein Jude, blind von Geburt an, er näherte sich der Säule, und alsbald wurde er sehend. ... Und Kranke jeder Art kamen und wurden geheilt, bis der König die Säule mit einer Holzverkleidung umgab und sie den Blicken entzog. Und so berührten die Menschen die Umhüllung und wurden geheilt. Und der König ging mit Eifer daran, die Kirche im Garten zu vollenden...“<sup>4</sup>

Diese Wundertaten, die die Säule bereits während der Erbauungszeit vollbrachte, bewirkten, daß die Bezeichnung „Lebenspendende Säule“, in georgischer Sprache „Sweti-Zchoweli“, sich von dem Heiligtum verselbständigte und später auf das gesamte Bauwerk übertragen wurde. Der Name ist noch heute so populär, daß man im gesellschaftlichen Bewußtsein das eigentliche Zwölf-Apostel-Patrozinium völlig vergessen hat.

Versuchen wir, den mittelalterlichen Text zu analysieren! Es stellt sich doch die Frage, wie jene libanesische Zeder auf dem Grab der obengenannten Sidonia, welches angeblich den „Chiton Christi“ enthielt, zu derartiger Bedeutung, scheinbar ohne ersichtliche Voraussetzungen, gelangen konnte.

Im frühen Mittelalter war es üblich, die ersten Kirchen der Neubekehrten an traditionell geheiligen Plätzen der Heiden zu errichten.<sup>5</sup> Der Klerus versprach sich dadurch eine leichtere Gewöhnung seiner Schäfchen an die neuen Heiligtümer, deren Unterschied von den alten jenen ohnehin in den seltensten Fällen klar war. Auch wollte man damit den Sieg der neuen Religion über den alten Unglauben manifestieren. Unter diesem Blickwinkel eröffnet sich der Sinn der geschilderten Vorgänge in Mzcheta im zweiter Viertel des 4. Jahrhunderts.

Wachtang Zinzadse hat die Vermutung ausgedrückt, daß in dieser Zeder möglicherweise ein Relikt heidnischer Baumkultes zu sehen sein könnte.<sup>6</sup> Mzcheta war die Hauptstadt des vorchristlichen Kartli in einer Zeit, als im Zuge des allgemeinen Zusammenbruchs aller

Werte durch den Untergang des historisch überlebten Sklavenhaltersystems eine wahre Überflutung jener Länder mit allen möglichen religiösen Spielarten einsetzte. Gerade in der größten Stadt dieses Reiches wäre ein Nebeneinanderexistieren pantheistischer Kulte neben der quellenmäßig verbürgten stärkeren Anbetung der Gottheiten Armas und Saden, Gazi und Gaim, deren Götzen von der heiligen Nino ebenfalls gestürzt wurden, durchaus denkbar. Indem ich von dieser Annahme Zinzadses ausgehe, glaube ich, darin einen Ansatzpunkt zur Lösung meiner Frage gefunden zu haben.

Sehen wir in dieser Zeder also ein heidnisches Kultsymbol, so erklärt sich mühelos die Wahl des Bauplatzes für die zu errichtende „Gebetsstätte“.<sup>7</sup> Ob die Verknüpfung mit der Sidonia-Legende eine nachträgliche Christianisierung jener örtlichen Tradition darstellt oder der Baumkult sich an dieser Stelle lokalisierte, die im Bewußtsein vieler Menschen durch die vielleicht ältere Legende geheiligt war, soll dahingestellt bleiben. Nicht zu bezweifeln ist jedenfalls, daß diese Zeder, die von Natur aus in Kartli nicht wächst und somit schon etwas Besonderes darstellt, große ideelle Bedeutung besaß. Ich möchte die Chronik dahingehend interpretieren, daß mit dem Fällen der Zeder ein heidnisches Idol gestürzt und zugleich der neuen Gottheit sichtbar unterworfen werden sollte, indem es als Baumaterial dem „neuen Tempel“ dienstbar gemacht wurde.

Wie in der Vision der Jüngerinnen um Mitternacht die „Mächte der Finsternis“ sich weigerten abzutreten, die aber durch das Gebet der Gottesfrau bezwungen wurden, so verhält es sich auch mit dem Baumheiligtum, das Widerstand leistet, indem es sich nicht bewegen und somit nicht augenscheinlich dem neuen Gott unterwerfen ließ. Den Kräften des Himmels erst gelang es in einer sinnlich den Gläubigen beeindruckenden Demonstration ihrer alles übersteigenden Macht, den Sieg davonzutragen, der nicht anders zu bewerten ist als der Sieg in einem gnadenlosen Zweikampf der Weltanschauungen. Durch die göttliche Gnade verwandelte sich die „von abergläubischen Hirnen“ dem Baum zugeschriebene Macht in die von Gott verliehene Kraft des christlichen Heiligen, von der Kirche kanonisierte Wunder zu vollbringen.<sup>8</sup> Der heidnische Zauberbaum war zur christlichen Reliquie geworden!

Wir sehen darin den Ausdruck der ideologischen Bemühungen, das neue Christentum als Staatsreligion im Bewußtsein der Menschen zu verankern. Das heidnische Heiligtum wird durch den stärkeren christlichen Gott gestürzt und an seiner Stelle, die von den Menschen mit besonderem Bedeutungsgehalt ausgestattet worden war, ein neues christliches Heiligtum installiert und mit faktisch ähnlichen, nur qualitativ stärkeren Fähigkeiten ausgestattet. Dem Volk werden damit alle Möglichkeiten gegeben, die neue Religion zu übernehmen, ohne sein Fassungsvermögen allzu sehr zu überfordern. Deshalb bedient man sich der gleichen Mittel, allerdings unter anderen Vorzeichen und mit grundsätzlich anderem theoretischem Inhalt: ein Unterschied, der wahrscheinlich nur wenigen theologisch Gebildeten in seiner Bedeutung klar war. Daß diese Bedeutung groß war, läßt sich m. E. aus dem ideologischen Aufwand ersehen, der diese, wie die Analyse zeigt, inhaltlich genau durchdachte, didaktisch angelegte und daher offensichtlich nicht im Volk entstandene Legende schuf. Deshalb vermute ich auch, daß dieser Teil der Erzählung nicht erst das Werk des Chronisten im 11. Jahrhundert ist, der

zu solch exakt berechnender Darstellung auf Grund der veränderten Verhältnisse zu seiner Zeit überhaupt keine Veranlassung mehr hatte. Hier liegt mit Sicherheit ein Dokument tagespolitischen Kampfes aus der Zeit der Einführung des Christentums als Staatsreligion vor uns, das siebenhundert Jahre später lediglich noch als historische Nachricht — und wohl auch allgemein bekannte Legende — in die schriftlich fixierte Chronik als fertig vorliegendes Material aufgenommen zu werden brauchte.

Betrachten wir den Text nun noch einmal im Hinblick auf etwaige Aufschlüsse über die bauliche Gestalt jener ersten Kirche Sweti-Zchoweli, die zugleich der erste christliche Kultbau in Georgien überhaupt ist. Daran müssen wir denken, wenn wir versuchen, uns das Aussehen des Gebäudes vorzustellen.

Auf Grund dieser Tatsache besitzen wir auch keinerlei Vergleichsbeispiele. Die ältesten erhaltenen Kirchen Georgiens sind alle jünger, und nicht ein Bau gleicht dem anderen, weder in der Form noch in der Art des verwendeten Materials. Zudem sind sie meist in stark verändertem Zustand auf uns gekommen, so daß es nahezu unmöglich ist, von einem Beispiel auf das andere zu schließen. Verwundern darf uns das nicht, besaß doch der christliche Kirchenbau in den dreißiger/vierziger Jahren des 4. Jahrhunderts noch keinerlei Traditionen, nicht im Römischen Reich und schon gar nicht in Georgien, wo der von uns untersuchte Bau den Anfangspunkt einer erst in der Folgezeit zu schaffenden Reihe darstellt. Selbst die Theoretiker dieser Religion begannen sich in jener Zeit gerade mit der Frage einer sakralen Architektur zu beschäftigen, die durch das Mailänder Toleranzedikt von 313 prinzipiell erst möglich geworden war. Ich will damit also sagen, eine verbindliche Norm, nach der man sich hätte richten können, gab es noch nicht. Es ist daher völlig logisch, wenn jeder Bauherr in jenen „Gründerjahren“ auf sich selbst gestellt blieb und jedes Bauwerk eine individuelle Lösung darstellte.

Im spätromischen Imperium war allgemein der Typ der Hauskirche vorherrschend, vor allem als Versammlungsraum gedacht und nach außen betont unauffällig gehalten, wie auch eine eher spartanische Innenausstattung (Verzicht auf figürliche Wandmalereien und Skulpturen) vom puritanischen Geist der frühchristlichen Gemeinden zeugt.

Wenden wir uns, dies bedenkend, der Chronik wieder zu! Der Herausgeber überschreibt das Kapitel zwar „Erzählung über den Kirchenbau“, doch verrät das lediglich die Redaktion späterer Jahrhunderte und sollte von uns besser überlesen werden. Die Bezeichnung „Gotteshaus“, die, wenn auch nicht aus diesem Grunde gewählt, dem König Mirian in den Mund gelegt wird, halte ich für passender, denn man wollte ein Haus für den neuen Gott bauen; von Kirche kann noch gar keine Rede sein.

Die wichtigste Mitteilung betrifft zweifellos die Wahl des Baumaterials Holz. Der Bau bewegte sich somit vollkommen im Rahmen der einheimischen Tradition, wie sie bereits von Vitruv beschrieben worden war (Zehn Bücher über die Architektur), denn der vorherrschende Baustoff in Georgien war das Holz. Die zu schaffenden sieben Säulen sind deshalb wohl auch eher als Pfeiler zu verstehen, die die hölzernen Wände zu halten hatten, ähnlich der Konstruktion eines Blockhauses. An der Siebenzahl würde ich mich nicht allzu fest halten, bei der bekannten Neigung des Mittelalters zur Zahlen-

mystik ist bei einem solchen Text, der so stark danach zugeschnitten ist, dogmatische Lehren zu vermitteln, die Vermutung einer „Frisierung“ nicht von der Hand zu weisen. Diese Festlegung auf sieben Säulen kann sich auch in der folgenden Zeit bis zum 11. Jahrhundert vollzogen haben. Kein Text war im Mittelalter vor Veränderungen aus Unverständnis, zumal bei nebensächlichen Details, gefeit. Wichtig scheint mir hingegen die Mitteilung, daß eine Säule davon, eben jene, die sich dann als wundertätig erwies, „für die Mitte der Kirche vorgesehen“ war.<sup>10</sup> Weiter unten erfahren wir, daß Mirian diese Mittelsäule später mit Holz ummanteln ließ. Auf den ersten Blick scheint die Ausbeute des Textes ausgesprochen mager: Holzbau, Pfeiler zur Befestigung der Wände, eine Säule in der Mitte des Raumes; das unter der Voraussetzung, daß es sich um ein häusliches Bauwerk gehandelt haben dürfte und die Vermutung, daß das Ganze sich im Rahmen örtlicher Traditionen bewegt.

Dabei ist dieses Material überhaupt nicht mager, denn alle Indizien weisen nach meiner Auffassung eindeutig auf jenen, „Darbasi“ bezeichneten Bautyp, der von Vitruv bereits beschrieben wurde und in der georgischen Volksarchitektur sich bis ins 19. Jahrhundert fast unverändert erhalten hat!

Der Bau wäre demnach rechteckig gewesen, hätte von Holzpfählen gehaltene Balkenwände gehabt, wäre sicherlich von einem „Gwrigwini“ bekrönt gewesen, der von der verehrten lebenspendenden Säule als „Dedabodsi“ gestützt worden wäre. Die Rekonstruktion erscheint mir so einleuchtend, daß ich mich geradezu wundern muß, wenn sie bisher noch in keinem der von mir einsehbaren Bücher und Aufsätze so formuliert wurde.

Auch die archäologischen Funde untermauern meine Annahme, widerlegen sie jedenfalls nicht.

Bei den Restaurierungsarbeiten, die zwischen 1968 und 1971 von der Hauptverwaltung für Pflege und Nutzbarmachung der Denkmäler der Geschichte, Kultur und Natur des Ministerrates der Georgischen SSR unter der Leitung von Wachtang Zinzadse in der Kathedrale durchgeführt wurden, kamen unter dem Fußboden Fundamentreste zum Vorschein, die allgemein als der Holzkirche des 4. Jahrhunderts zugehörig anerkannt worden sind. Es handelt sich dabei um Abdrücke von Balkenpaaren, die im rechten Winkel in ein Kalkgemisch versenkt waren und um Fundamentlöcher für hölzerne Wandstützen. Die Fläche dazwischen war ausgefüllt mit einem Fußbodenbelag aus Platten im Format 31 × 31 cm bzw. 18 × 31 cm, von denen einige noch recht gut erhalten sind. Nach Zinzadse soll das Gebäude je einen Eingang im Westen und im Osten gehabt haben. Über den inneren Aufbau kann man mit Be-

#### Anmerkungen

1 Pätsch, Gertrud (Hrsg.): *Das Leben Kartlis. Eine Chronik aus Georgien 300–1200*, Leipzig 1985, S. 131 ff.

2 Ebenda, S. 166.

3 Ebenda, S. 169.

4 Ebenda, S. 170 f.

5 Zum Vergleich weise ich auf die Untersuchungen A. Gurjewitschs: *Mittelalterliche Volkskultur. Probleme zur Forschung*, Dresden 1986.

6 Zinzadse, Wachtang: *Über einige Besonderheiten der Basilika im Früh-christlichen Georgien (Die Architektur der Basilika des V. Jahrhunderts Sweti-Zchoweli in Mzcheta)*.

stimmtheit überhaupt nichts sagen, weil außer den genannten Abdrücken nichts auf uns gekommen ist und jede Rekonstruktion, die hier weiter ins Detail gehen will, Hypothese bleiben muß. Man hat den Bau eine Saalkirche genannt<sup>11</sup>, was ebenso unkorrekt ist, wie die Behauptung Zinzadses ins Reich der Spekulation gehört, daß in dieser „Kirche“ zwei Räume existiert hätten, ein kleinerer für den Gottesdienst und ein größerer für die Gemeinde, sowie ein erhöhter Platz für die Frauen im Norden.<sup>12</sup> Mit dem vorhandenen Material können derartige Behauptungen nicht bewiesen werden. Deshalb erscheint mir die Variante der Rekonstruktion entsprechend des bodenständigen Typs des Darbasi-Hauses schon aus dem Grunde gerechtfertigt, da sie sich durch reale Argumente und logische Schlußfolgerungen, ohne allzu starke Verselbständigung der Phantasie, erklären läßt, wie ich oben zu zeigen versucht habe.

Wachtang Zinzadse spricht des weiteren von Fragmenten eines Mauerwerks aus sauber behauenen Steinen, die bei der Aufdeckung des Fußbodens 1970 sichtbar geworden seien.<sup>13</sup> Da sie sich von den in Felsgestein eingefügten Fundamenten des Gotteshauses qualitativ unterschieden, vermutet er darin Reste eines verbauten heidnischen Altars, den er mit dem erwähnten Baumkult in Verbindung bringt. Da diese Fragmente für mich weder aus den wenigen veröffentlichten Fotos noch an Ort und Stelle, wo einige der Funde durch in den Fußboden eingelassene Glasplatten sichtbar gemacht wurden, eindeutig identifizierbar waren und auch keinerlei Grabungspublikationen vorliegen, kann ich eine Aussage dazu nicht treffen, sondern lediglich W. Zinzadse als die hierfür kompetente Autorität zitieren.

Das Bild von jenem ersten „Kirchenbau“ bleibt nach wie vor vage. Selbst seine genaue Funktion läßt sich nur schwerlich ermitteln. Sollte es ein Versammlungsort für die Gemeinde sein? Man kann es sich angesichts der geradezu winzigen Ausmaße kaum vorstellen. Die Erlöserkirche Samtawro allerdings, an der Stelle des Brombeerstrauches der heiligen Nino aus Stein errichtet, ein Kuppelbau, nur wenige hundert Meter von Sweti-Zchoweli entfernt, und im Kern wohl auch in das 4. Jahrhundert zurückreichend (die sogenannte kleine Kuppelkirche der heiligen Nino), ist ebenfalls so klein. Das gleiche gilt für die anderen erhaltenen Bauten aus jener Frühzeit in Tscheremi und Nekresi, denen bei aller Unterschiedlichkeit fast nur ihre geringe Größe allen zugleich eignet.

Die Forschung steht hier noch vor vielen ungelösten Fragen, und jeder Versuch einer Interpretation verläßt an dieser Stelle den ohnehin schon schmalen festen Boden des mit einiger Sicherheit Vertretbaren.

#### IV. Internationales Symposium über die georgische Kunst, Tbilissi 1983.

7 Pätsch, Gertrud, a. a. O., S. 166.

8 Vgl. Anm. 5.!

9 Pätsch, Gertrud, a. a. O., S. 166 ff.

10 Ebenda, S. 167.

11 Beridse, Wachtang/Neubauer, Edith: *Die Baukunst des Mittelalters in Georgien*, Berlin 1980, S. 22.

12 Mepisaschwili, Russudan/Zinzadse, Wachtang: *Georgien. Wehrbauten und Kirchen*, Leipzig 1987, S. 87.

13 Zinzadse, Wachtang, a. a. O.